

24)

Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

Im selben Augenblick, als Bratt zu der Schlussfolgerung gekommen war, daß er eigentlich erst hatte nach Hause fahren wollen, war gleichsam etwas in ihm wach gerufen, was ihn damals durch den Kopf gefahren war.

Dies alles brach so unvorhergesehen auf ihn ein wie das jüngste Gericht, so daß er voller Angst wieder von vorne zu denken anfangen mußte.

Ach, Unsinn, das kommt aus dem Magen, — was hab' ich denn nur eigentlich heute gegessen, — ich vergaß, Galoschen anzuziehen. —

Dieser Abraham! — sagt, er will diesen Sommer nicht nach Hause kommen, falls er nicht irgend eine ehrenvolle Anerkennung im „Salon“ bekommt, — will nach Spanien, Italien. —

Er mag übrigens recht darin haben, daß man die große Kunst erst dort bei den Meistern kennen lernt.

Nein, ich finde keine Ruhe, ehe ich die Sache gründlich durchdacht habe. —

Wenn ich nun direkt nach Hause gefahren wäre? Treiben wir die Sache auf die Spitze, — der Umweg hätte das Ganze ins Reine gebracht. — Hätte ich dann wirklich das Telegramm schon vorgefunden? —

Die Quittung für den Empfang lag zwischen den Gerichtsakten, und da stand, daß das Telegramm bei mir um — um — ich möchte wissen, ob es nicht zehn oder fünfzehn Minuten vor elf gewesen ist, als es zu Hause bei mir in Empfang genommen wurde. Und die Versicherung oben im Klub die war zwanzig Minuten über elf datiert, das weiß ich ganz genau.

Das muß ich doch gleich einmal untersuchen!

Um, dieser Bratt hat keine Ahnung davon, daß ein Mensch auch Nerven haben kann.

Schweigend nahm er das Licht, das auf der Diele stand, und ging in sein Schlafzimmer.

XIX.

Es erregte ein nicht geringes Aufsehen, als es verlautete, daß der Eisenbahndirektor und einige Ingenieure in dem Distrikt auf der Reise begriffen seien, um die projektierten Linien bis zur Stadt hinab zu befahren. Der städtische Vorstand, der Reichstags-Abgeordnete und einzelne, an der Sache interessierte Persönlichkeiten versammelten sich im Gebirge bei Brenna Sundsted, wo heute das Frühstück eingenommen werden sollte.

Johnston war bereits dort; er wollte noch heute weiter, zu seinen Baldingern hinauf. Und nun rollte Direktor Bratts Wagen mit zwei Pferden auf den Hof.

„Darf ich der mächtigsten Mann der Stadt und des Distrikts, den Herrn Direktor Anders Bratt, vorstellen?“ sagte Johnston zu dem Eisenbahndirektor gewandt. „Den Namen kennen Sie wohl; und hier sehen Sie nun den Mann, die eigentliche Triebfeder für das ganze Eisenbahnprojekt, wie Sie wissen. Wenn Sie klaren und vernünftigen Bescheid haben wollen, so wenden Sie sich nur an ihn! Und wollen Sie einen Rat haben, der nicht von Kleinigkeiten und Nebeninteressen beeinflusst ist, so holen Sie ihn sich von ihm, — und sollte es Ihnen einfallen, diesen Rat zu befolgen, so werden Sie vielleicht auch fühlen, was er ist!“

Der Direktor lächelte und sah sich stolz um:

„Ich bin auf alle Fälle Direktor Anders Bratt, und es soll mir eine Freude sein, wenn ich Ihnen dienlich sein kann.“

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich großen Wert darauf lege, mich gelegentlich auf Ihre Erfahrung stützen zu können, Herr Direktor.“

„Ich versichere Sie,“ — erzählte der Eisenbahndirektor während des animierten Frühstücks, — „wir werden förmlich belagert mit allen möglichen Vorschlägen in Bezug auf Stationen und Absteher von der geraden Linie; — da ist kaum eine Seitenabsucht im Thal, in der es nicht von Forderungen

und Wünschen und Berechnungen von allen möglichen Zukunftstransporten wimmelt; — völlig ins Blaue hinein, — von Holzschneidereien bis zu Schlächter- und Buttereimern.“ —

„Dacht' mir's schon, daß Sie einen ganzen Sack davon bekommen würden,“ lachte Anders Bratt; — „jeder Bauer will die Eisenbahn vor seiner Thür haben. Aber es handelt sich nur darum, das ganz von oben herab zu nehmen, — das Lineal von dem Sund hier und bis zur Stadt hinab, am Strom entlang zu legen. — Da oben muß man dann zwischen den verschiedenen Linien wählen.“

Männlich und bestimmt saß er da, mit dem klugen, scharfen Blick tief in die verschiedenen Abmachungen schauend, mit dem sicheren, selbstbewußten Gefühl, daß er jetzt im Grunde das Steuer in der Hand hielt. Er war hier neben den Eisenbahndirektor gesetzt, der seine Ratschläge einholte, ihn um seine Berechnungen und Ueberschläge bat und sich seiner Hilfe und seines Einflusses auf alle mögliche Weise versicherte. Es war ein ungewöhnlich verständiger Mann, nicht einer von diesen Kleinigkeitskrämern, die sich unablässig auf Nebenwegen verirren; das hatte Anders Bratt befürchtet, — nein, da war Zug in ihm! Er schritt frisch vorwärts wie ein echter Mann, ob auch ein ganzer Heuhaufen von Petitionen und kleinlichen Rücksichten am Wege lag.

Der Direktor war von dem erhebenden Gefühl beseelt, an seinem Platz zu sein, er fühlte sich als Kraft und Willen, auf die man Rücksicht nahm. Die Eisenbahn hier im Distrikt, das war und blieb doch Anders Bratts Werk!

Das kleine einfache Frühstück, das aus den mitgebrachten Vorräten und dem wenigen bestand, das die Posthaltestelle zu liefern vermochte, und bei dem eine Bank die fehlenden Stühle ersetzen mußte, war eine stolze Mahlzeit in seinem Leben. Es waren der Eisenbahndirektor und er, oder eigentlich war er allein.

„Sie können sich denken, Herr Bratt, wie glücklich ich gewesen bin,“ sagte der Eisenbahndirektor, er schenkte ihm ein Glas Madeira extra dry aus seiner Reiseflasche ein. „Ich habe gleich von Anfang an das Glück gehabt, daß mir Herr Johnston die Männer aufgab, die ich hier im Distrikt zu erwarten hatte, — ein kluger Kopf, — und Gentlemen durch und durch, — frei von allen persönlichen Rücksichten und zuverlässig wie Gold,“ nickte er leise zutraulich. — „Und wohlbekannt aus alten Zeiten in unsren Kreisen. — Es ist diese unerschütterliche, humane Denkweise, die der ganzen Familie ihren Glanz verleiht! — Vertrauen, Herr Direktor, Vertrauen. — Und Sie, Herr Direktor, erfreuen sich so voll und ganz seines Vertrauens — darf ich Ihnen dazu gratulieren!“

Der Direktor führte das Glas mehrmals an den Mund, als stube er oder besinne sich; — dann trank er langsam. „Ach danke für die Ehre,“ erwiderte er sehr formell, während seine Mundwinkel unwillkürlich zuckten.

„Nicht gut?“

„Nein, das heißt, ich pflege vormittags keinen Wein zu trinken.“

Eine Weile später stand Anders Bratt mit zusammengekniffenem Munde an dem kleinen Fenster im Zimmer und sah, wie der Eisenbahndirektor da draußen auf dem Hofe stand, den einen Fuß auf dem Trittbrett, und mit Johnston redete, der in seinem Wagen saß, den Zügel in der Hand, bereit, abzufahren.

Das scheint ein ganz intimes Gespräch zu sein! Der Eisenbahndirektor hat sich vielleicht zum Beispiel nur ein wenig näher erkundigt, wem er hier im Distrikt trauen kann und wem nicht? Und Johnston saß so ruhig da und that nichts, — wie gewöhnlich, — setzte nur eine ganz neue Eisenbahn-Kommission ein. — Und er selber, Anders Bratt — fraß es mit verbissenem Hohn in ihm — er war ja als erster Mann von ihm angestellt worden. Er mußte sich die Ehre ruhig anthon lassen! Sein langer, gelenkiger Körper warf sich hinteniüber vor Widerwillen.

Er, er da im Wagen, saß da und führte die Zügel und lenkte das Ganze.

Dieser alte bankrotte Glanz vom Eisenwerk! kochte es in ihm herauf.

„Merkwürdig vergeßlich und zerstreut, Ihr Freund Johnston,“ — kam der Eisenbahndirektor herein, „reiß, ohne daran zu denken, einen Regenmantel mitzunehmen.“

Ich mußte hinein und ihm meinen holen; — er hat ja einen langen Weg herauf.“

„Der Mann, müssen Sie wissen, erntet stets Glück von seiner Bersttheit.“ lächelte der Direktor mit einer Kraftanstrengung von Wohlwollen, während die Augen so eigenartig leuchteten. — „Dieser Eigenschaft hat er sogar sein ganzes Vermögen zu verdanken! Vergaß er doch, zu Hause vorzufahren und nach seinen Telegrammen zu sehen, — und verfierte dann sein Fahrzeug im Klub, ehe er nach Hause kam und las, daß es bereits zu Grunde gegangen war. — Und daß er in gutem Glauben gewesen wäre, darauf konnte er nachher seinen Eid abzulegen. — hat ein sonderbares Glück, der Mensch.“ lachte er feindselig.

Der Eisenbahndirektor sah Bratt plötzlich erstaunt an, und da er nichts weiter in diesem Gesicht lesen konnte, ließ er den Blick zu den übrigen Anwesenden hinüberschweifen, um zu sehen, ob etwas dahinter steckte. Er wandte sich plötzlich von ihm ab.

„Johnston ist auf alle Fälle durch und durch Ehrenmann,“ sagte er kurz.

„Unbedingt, unbedingt!“ — bestätigte Gaarder mit warmer Ueberzeugung.

Jetzt, wo er nach dem Frühstück in angeregter Stimmung war, machte er seiner Indignation über die häßlichen Aeußerungen des Direktors im Klub Luft.

„Man muß an Direktor Bratts Scherze gewöhnt sein,“ lachte er ein wenig scharf.

„Es steht Ihnen frei, so viel zu lachen, wie Sie wollen,“ sagte der Direktor in einem Ton, der amüfant sein sollte. — „Das Faktum bestreiten Sie deswegen doch nicht.“

XX.

Klaus hatte heute schon zweimal gebadet; er hatte erst unten in der Stadt ein Seebad genommen, und dann ein Sturzbad beim Sägewerk. Es war eine Wärme, daß man in Versuchung geriet, sich während des Tages wie ein Indianer zu kleiden, — und dabei ein Durst, — wenn man sich nur entschließen könnte, so weit zu gehen.

Nun lag er zurückgelehnt, den Müschenschirm über die Augen gezogen und stellte eine Berechnung über die Bretter an.

Und dann diese Rauchluft. Der Wärmenebel lag regungslos da und breitete sich weithin aus wie ein Schleier, so daß man den Hügel da droben kaum erkennen konnte. In der Stadt war das Gerücht verbreitet, daß irgendwo ganz oben im Distrikt große Waldbrände stattgefunden hätten. Er lag da und schnüffelte.

„Das ist ein tüchtiger Rauch, Mutter!“ rief er ins Fenster hinein, „da drüben über dem Hügel spinnt er sich zu feinen Wollflocken zusammen.“

„Ich finde, es ist eine so unheimlich drückende Stille.“ Sie kam auf die Treppe hinaus und sah sich um, — „etwas so Beängstigendes liegt über dem Ganzen. Alle diese Waldbrände im Sommer, wenn die Hitze kommt, und alles so trocken, so ausgedörrt ist.“

Aber war das nicht — ja freilich war das Johnston, der dort in der Allee stand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Sommersonntag im Bois de Boulogne.

Paris, Mitte Juli.

Der Sommer ist gekommen. Dreierlei dient zum Beweise. Erstens: man schwitzt. Zweitens: die Pferde haben ihre Hüte auf. Drittens: das Bois wird sommerlich bevölkert. Sommerlich bevölkert, sage ich, denn eigentlich ist es immer bevölkert. Aber zu anderer Zeit gehört es vorwiegend der vornehmen Welt. Ueber die großen Avenuen, die zu den Lacs und nach Longchamps und Auteuil führen, rasen die feinen Herrschaftswagen. Die Avenue de Boulogne — ach, 's ist eine wunderbare Avenue — ist schwarz wie von großen, glänzenden Ameisen, die sich begegnen, die an einander vorbeihasten, die zusammen ausziehen. Man steht auf Napoleons Triumphbogen und blickt die Straße hinunter, die im Baumgrün sich verliert. Man sieht die Straße selbst nicht, man sieht nur die glänzenden, lachierten Coupédächer und die Verschläge der Viktorias und Landauer, und der rasend hinaufenden Automobile und man denkt, alle Augenblicke müsse ein Zusammenstoß stattfinden. Aber der Korsio bringt nie einen Unglücksfall. Ich hab' wenigstens noch von keiner Skotte gehört, daß sie auf der Avenue de Boulogne umgekommen wäre, und

es sind doch nicht wenig Skotten, die zu dieser Nachmittagsstunde ins Bois fahren. O, es ist ein Anblick! Für die verärgerteste Seele ist's ein Anblick. Wenn Berlin so was hätte! Es kostete mindestens ein paar Duzend Schußbleuten das Leben! Und die Denkmäler der Siegesallee würden nicht nur erstaunen, sie würden erzittern bis in ihre tiefste weiße Marmorseele.

Aber der Sommersonntag im Bois! Der Korsio ist wie im Frühling und Herbst — vielleicht ein paar Mietswagen mehr. Noch ist die vornehmste Welt da. Aber nun wird das Bois erst recht genossen. Der Proletarier zieht hinaus. Mit Kind und Regel — mit Butterbrot und Weinsflasche, mit einer ganzen Hauswirtschaft. Das ist ein buntes Leben! In Hemdsärmeln die Männer — und auch die Frauen haben sich's leicht gemacht — und die Kinder, denen sonst immer die Sonntagskleidchen, auf die gestrenge Mütter mit Argusaugen achtgeben, den Sonntag verderben, die werden ausgezogen bis aufs Hemd. Gelbe Schuhe, gelbe Strümpfe, bloße Kniee und ein buntes Band im Haar — denken Sie sich! — und nun zwischen Setzen und Büschen hin — ausgestreckt auf dem grünen Rasen. Ja, der grüne Rasen ist nicht zum Angeden da. Nicht alle drei Schritte steht eine Warnungstafel, und ein grimmiger Schutzmantel mit blinkenden Chinatriegsabzeichen zieht seinen Säbel — man findet da und dort die höfliche Bitte, den jungen Rasen zu schonen, aber sonst gehört das alles dem — Bürger. „Freiheit“ steht auf den katholischen Kirchen und auf der Gefängnissen in Frankreich geschrieben, und das Wort wird oft zum Spott — aber so einen Sonntagnachmittag, im Bois de Boulogne, da fühlt und kostet man's doch einmal: Freiheit! Freiheit und Bürger. Auch wenn man als guter Teutscher d'rin herumbummelt. Das Leben wird einem auf ein paar Stunden leichter — und wenn man auch sein Geld nicht ganz verißt, auf ein paar Stunden ist man doch Mensch!

Ein paar Bilder: Hier vor uns ein wahres Zigeunerlager. Zwischen zwei Bäumen ein großes buntes Tuch gespannt — ach, gespannt! — nein, genial aufgehängt. Auf einem Klappstuhl eine Frau, das Jüngste an der Brust. Ins Gras hingestreckt der Mann, die Pfeife im Munde und seinen Rotwein — den leichten, französischen, sehr gefälschten Rotwein, im Glase. Zeitung lesend. Seine zwei älteren Kinder, ein Bube und ein Mädchen spielen um die Eltern herum, laufen, balgen sich, juchzen, schlagen hin und kommen dann zurück, um sich einen raschen Bissen in den Mund stopfen zu lassen. Ein andres: Ein Tisch ist gedeckt. Ein sehr niederer Tisch, nur grasshoch! Grassalme als Beine. Eine schöne weiße — oder auch eine garstige — Serbiette drüber.

Und drum lagern drei Männer; der eine mit einer leuchtenden Glase in Hemdsärmeln, der andre in langem schwarzen Künstlerhaar, die Jada hoch zugelüpfelt, der dritte, ohne besondere Merkzeichen, denn man sieht nichts als seinen Rücken und seinen Panamahut — der mit der Glase raucht Cigarette, der im Künstlerhaar hat die lange Kalfpfeife zwischen den Zähnen, und auch unter dem Hute des dritten dampft es. Den dreien ist wohl — die Karten fallen auf den grassalmböhen Spieltisch auf — einer redt sich und macht eine wilde Geberde, der andre bleibt überlegen und gelassen, wie der geriebenste Vörsenbaron und der dritte — spielt seinen Trumpf aus. — Unzählig sind die Bilder der alleinliegenden und sitzender Zeitungsleser. Der eine liegt auf dem Bauche und hat das bedruckte Papier vor sich ausgebreitet. Er hat eine Vulle neben sich, und Cigarettenpapier und Cigarettentabak liegen parat. Der andre liegt auf der Seite in ziemlich unbequemer Stellung, der andre liegt auf dem Rücken, — die Beine breit ausgestreckt da, und die Zeitung gegen die Sonne gehoben, — der andre die Kniee angezogen und als Lesepult benutzend, den Hut bis auf die Nase gerückt — ein ganz famoses Bild — und schließlich die, die sich Bäume als Rückenlehne ausgesucht haben — der eine ganz eingezeichnet hochend, der andre mit gestreckten Beinen, der eine liegt zwischen den Knieen durch, der andre hat das Blatt auf den Knien, kurz, alle Variationen und Möglichkeiten des Sitzens, Liegens und Lesens. — Ein weiteres Bild: Unter einem Kastanienbaum — oder ist's ein Erlbaum — oder ist's ein Platanenbaum — oder gar, o wunderliche lyrische Romantik! — ist's eine Linde! — minniglich und sinniglich zwei ältere Mädchen — sinniglich und minniglich in ihre Stiderei vertieft — das Haar goldblond gefärbt, die Wangen rosa geschminkt, das Gesicht blaß gepudert und die Lippen frischrot angestrichen — sinniglich und minniglich, nicht deutsch, aber französisch, unter einer Linde. Oder einem Kastanienbaum oder einem Platanenbaum! — Mit jüngeren und noch älteren wiederholt sich's, und vielen, die so züchtig dazusetzen und andächtiglich in der Miniaturausgabe lesen, die wie ein Gebetbuch aussieht, dürfte man nicht über die Schulter guden — es steht nichts Züchtigliches in dem Buch.

Man braucht nicht seinen Klappstuhl mit ins Bois zu bringen, die Avenuen längs, auf beiden Seiten, stehen eiserne Stühle, die zu verleihen sind, und nun sind sie allerenden ins Gehölz verstreut, dahin in ein Versteck geschleppt, da auf dem Rasen herumliegend, dort sogar von bösen Buben ins Wasser geworfen, daß nur Sitz und Lehne noch herausguden. Ja, die Stühle sind notwendig. Es kommen auch „bessere“ Leute. Die legen sich nicht so ohne weiteres dem lieben Gott auf den Erdboden. Und einige bringen ihr Kindermädchen mit: Bretoninnen und Probencalesinnen in Nationaltracht. Das ist dann ein Reiz mehr. Auch Negerinnen sieht man, die sind aber nicht in Nationaltracht, nicht ganz. Sie haben nur ein knallbuntes Tuch um den schwarzen Wollenkopf geschlungen. Bunte Bilder! Knaben, die durch's Wasser waten, andre die angeln, andre die auch über das Geländer der zahlreichen kleinen Brücken lehnen und hinabspuhlen

und den Ringen nachsehen, die sich dadurch im Wasser bilden. Ja, und schließlich die Diebespaare — die vielen, die immer unruhevoll einherwandeln, andre, die auf den Bänken an den Wegen sitzen, andre, die sich ins Gebüsch gestohlen haben und so hübsch auseinanderfahren, wenn man sich nähert, andre, die es schon geschickter machen, das Sich-Loslassen, und thun, als wäre nichts gewesen — andre, die verhalten disputieren, andre, die sich überreden, andre, die im Grase liegen, und andre, die beieinander schlafen. So haben dann im Bois wohl manche Zwei beieinander geschlafen, die doch nicht beieinander geschlafen haben.

Ach ja, das Schlafen im Bois, im grünen Gras, im Baum-schatten, im gebrochenen Sonnenstimmer, der durch's Laubwerk träufelt, das ist eine Hauptsache für Groß und Klein. Wie die Rigeuner und Kesselfüßler und Siebmacher daheim bei uns am Wege liegen, so liegen die Menschen hier im Bois zerstreut. Und niemand stört, niemand geniert sie, und vor niemand genieren sie sich.

Eden? Hab' ich ein Eden gezeichnet? O, es giebt noch manches Paradiesfische in Frankreich. Wenn's das wo giebt, so doch noch am ehesten hier! Vielleicht noch in Italien. Ich will die Verhältnisse nicht über Gebühr loben — es ist vieles nicht zu loben! — und auch hier hat das Leben die Härte im Antlitz und Krallen an den Händen, und auch hier ist die Polizei Polizei, und ein Pfaff und ein Schutzmännchen, das ist „ganz Noriander“, wie man daheim bei uns sagt, — aber Paris ist Paris — und wenn ich auch die Dankbarkeit gegen mein geliebtes Vaterland stets pflege in mir — Paris verdanke ich doch einen wunderschönen Sonntagsnachmittagschlaf in seinem Bois de Boulogne und einen herrlichen Traum von einem ganz, ganz großen Weltwortschöpfungsgefühl! —

Wilhelm Holzamer.

Kleines feuilleton.

sg. Am Goldfischteich. Seitdem die kleine Frieda und ihr Bruder Willi etwas von einem großen Teich gehört hatten, in welchem es von lauter Goldfischen nur so funkeln sollte, liegen sie der Mutter keine Ruhe mehr. Ein einziger dieser röllichen Schwimmer nur war ihnen bisher zu Gesicht gekommen: bei einer Nachbarin, die den Fisch sich in einem kleinen runden Glasfassin tummeln ließ. Aber es war doch nur ein winziges Ding, das sich in dem engen Raum kaum bewegen konnte.

Eines Tages holte Frieda sich stillschweigend ihren Sonntagshut aus der Schublade, setzte Willi die Mütze auf und nahm ihn bei der Hand. So traten sie vor die Mutter und erklärten ihr allen Ernstes, sie würden nach dem Goldfischteich wandern. Mutter war nicht wenig erstaunt; sie verteilte es lachend, denn es war über eine Stunde Weges hier vom hohen Norden aus. Das gab ein großes Quälens, bis die Mutter schließlich versprach, die Kleinen am Nachmittag hinführen zu wollen.

Nach dem Kaffeetrinken machten sie sich auf den Weg. Mutter hatte erst an die Elektrische gedacht, war aber aus Sparfamkeit-gründen davon abgekommen. Schließlich war so ein Spaziergang durch die Stadt auch mal eine Abwechslung. Aber alle die Läden erweckten nur ein schnell vorübergehendes Interesse bei den Kindern. Sie plapperten immerzu von den „goldenen Fischen“.

Willi erblickte, als sie eben am Teich angekommen waren, den ersten. „Au Mutter!“ schrie er und klatschte in die Hände, „die sind ja größer als 'n Hering!“ Und er eilte am Rande entlang, mit Händen und Beinen zappelnd. Frieda hinter ihm her. Da steuerten sie in Scharen durchs Wasser mit ihren röllichen Rücken. Kleine und große, dünne und dicke — in allen Breiten und Längen. Auch einige Fische mit silberglänzenden Schuppen waren darunter.

Die Mutter ließ sich in einer Nische, die mehrere Wände enthielt, nieder. Der lange Weg auf dem Steinpflaster hatte sie ermüdet. Die Kinder schienen nichts zu spüren; sie tummelten sich in einem fort am Rande des Teiches herum, fortwährend neue Wunder meldend. Schließlich aber kamen sie: „Mutter, Hunger.“

Mutter hatte wohl daran gedacht und ihre schwarze Ledertasche mit Probiant versorgt.

Auf einer gegenüberliegenden Bank saßen zwei Damen. Wohl Mutter und Tochter. Das Kind der letzteren, ein Mädchen von ungefähr sechs Jahren, spielte am Teich. Die ältere der beiden Damen warf einen mißbilligenden Blick auf Willi und Frieda, welche heißhungrig über ihr Butterbrot hergefallen waren: „Wie gierig diese Mangan sind!“

„Entsetzlich!“ hauchte ihre bleichwangige Tochter und verdrehte die Augen. „Als ob sie acht Tage gefastet hätten.“

Willis Mutter stieg die Nöte ins Gesicht: „Is denn das 'n Wunder?“ stieß sie heraus. „Von 'n Gesundbrunnen bis hier sind se jetapert. Da soll'n se keenen Hunger haben?“

„Wie?“ Die Alte riß die Augen auf. „Aber Frau! Vom Gesundbrunnen bis hier? Wie können Sie denn das diesen zarten Kinderchen zumuten?“

„Ja.“ Die also Angeredete lachte. „So zart sind die nich. Und Sie seh'n ja: es bekommt ihnen ganz jut. Bei unsereins sitzen die Froschens auch nich so lose.“

Die Alte suchte vergebens nach einer Antwort. Schließlich bemerkte sie: „Immerhin, gute Frau, sollten sie den Kindern Mäßigkeit angewöhnen, wenn Sie sie gesund erhalten wollen.“

„Na, wie jemudelte Fänse seh'n se ja sowieso noch nich aus. Mäßigkeit! Davor is schon jesorgt, daß unsereins nich an de Fett-sucht stirbt. Man is zufrieden, wenn man alle seine Mäuler noch eben satt machen kann.“

„Trotzdem!“ beharrte eigensinnig ihre Widerpartnerin. „Auch mit den bescheidensten Mitteln.“

„Lach doch die Frau.“ fiel ihre Tochter ein. „Bei solchen Leuten sind Deine Lehren ja doch in den Wind gesprochen. — Rätke!“ wandte sie sich zu dem schmalgesichtigen Kinde, „geh nicht zu nahe an das Wasser, mein Liebling.“

Die Kleine knabberte Cakes und Chokolade und warf jetzt auch den Fischen davon vor.

„Au Mutter!“ Willi geriet in helle Begeisterung. „Wir füttern ooch!“ Er zerbröckelte einen Teil seines Brotes und ließ mit Frieda an das Wasser.

Rätke ließ sich das Futter zeigen, dann erklärte sie: „Brot fressen die Goldfische nicht. Chokolade ist ihnen lieber.“

Willi blickte sie mit großen fragenden Augen an und sah betrübt auf seine Krumen.

Rätke that sehr wichtig: „Mit Brot verderben sie sich den Magen.“

„Is ja nich wahr!“ lachte Frieda.

„Doch.“ Rätke machte ein sehr ernstes Gesicht. „Wenn ich mal 'ne große Stulle esse, krieg' ich auch Schmerzen im Leib. Cakes schmeckt auch viel schöner. Da, kostet mal.“ Sie hielt den Beiden ein rundes Täfelchen hin.

„Au ja! Woll'n tauschen!“ Willi brach ein Stück von seinem Brot und bot es der Kleinen an.

„Rätke, wirf Du mal!“ Scharf kam's von der Bank her.

„Ich darf nicht.“ sagte Rätke. „Mama erlaubt es nicht.“

Willi, der seine Krumen noch immer in der geschlossenen Hand hielt, schleuderte sie plötzlich ins Wasser. Von allen Seiten ruderten die Fische heran; ein lustiges Schnappen begann.

„Und sie fressen es doch!“ jubelte Willi.

„Jewiß fressen sie!“ lachte Frieda.

Beide opferten alles Brot, das noch in ihrem und im Besitz der Mutter war. Letztere war herangetreten und freute sich mit den Kindern an dem lebhaften Spiel der glänzenden Fische. Als der letzte Bissen in den gefräßigen Mägen verschwunden war, nahm sie die Kinder bei der Hand: „Jetzt müssen wir aber nach Hause, Kinder. Um sieben kommt Vater von Arbeit.“

Sie gingen. Die alte Dame sah ihnen Kopfschüttelnd nach. Dann wandte sie sich zu ihrer Tochter, welche steif und stumm dasaß: „So sind diese Art Leute. Ich begreife es nicht. Keine Lebensart und immer klagen, als ob sie nahe am Verhungern wären. Dabei werfen sie buchstäblich das Brot fort und füttern die Goldfische damit!“ —

ic. Japanische Gemüse. Die Japaner sind in jeder möglichen Hinsicht bemüht, sich die Vorteile der europäischen Kultur und Produktion anzueignen. So haben sie auch ihre Küche zum Teil europaisiert und z. B. Pflanzen aus den europäischen Gemüsegärten, namentlich aus Frankreich, eingeführt und im eignen Land anzubauen versucht. Außerdem haben sie aber eine große Vorliebe für heimische Gemüse-Arten bewahrt, die in großer Mannigfaltigkeit in den ländlichen Bezirken wachsen und gewöhnlich örtliche Spezialitäten bilden. Kohlhorden haben die Japaner nur wenige, nämlich den Chinakohl, den Mitsuna und den Tatana. Der chinesische Kohl ist weltbekannt und wird unter dem Namen Peking schon in einigen Gegenden Europas angepflanzt. In Frankreich sind Versuche gemacht worden, durch Kreuzungen mit heimischen Arten einige seiner Eigenschaften zu gewinnen, und die Ergebnisse sollen vielversprechend sein. Die Zahl der in China und Japan gezogenen Spielarten ist recht groß, fast jeder Bezirk hat seine bevorzugte Kohlrasse. Die Gärten in Nagasaki z. B. ziehen fast ausschließlich Tona, einen frühreifen chinesischen Kohl, und außerdem noch eine späte Art, Ofona. Die Blätter kräuseln sich beim Nahen des Winters begn. während des Januar und Februar; sie sind dann bei der ersten Sorte gelblichgrün, bei der andren dunkelgrün. Die Köpfe sind etwas länglich, aber offen und nicht fest. Der Mitsuna ist ganz anders, kommt nur auf sumpfigem Boden fort und hat schmale Blätter. Er wird gleich der Cichorie im Herbst in Reihen gesät. Die Blätter werden im Frühjahr abgeschritten wie die des Spinat. Der Tatana-Kohl (Kleinkohl) hat sehr viel lange und schmale Blätter, die eingezalzen werden, eine Art von japanischem Sauerkraut. Auch den Senf haben die Japaner mit den Chinesen gemeinsam. Der chinesische Senf ist dem in Rußland wachsenden weißen Senf ähnlich und wird in Japan sowohl als Gewürz wie als Gemüse verwendet. Sehr wichtig für den japanischen Koch ist ferner das Soja, ein hauptsächlich aus der Sojabohne gewonnener Stoff. Man bereitet aus dem Samen der Soja einen sehr nahrhaften Gelee und durch Zutat von Gerstenmalz und Salz auch ein geschätztes Eingemachtes. Mit dem Anbau der Soja sind in der Rheinprovinz Versuche gemacht worden, indem die Pflanze erst in Gemüsebeeten gesät und dann aufs freie Feld verpflanzt wurde. Die bisherigen Erfolge sind befriedigend gewesen, ebenso diejenigen mit der ehbaren Aralia, deren Wurzeln in Japan als das beste Gemüse gelten. An Stelle der Schwarzwurzel haben die Japaner die Lappa edulis, eine dem Anisamenbusch ähnliche Pflanze mit ehbaren Wurzeln; ihre Blätter erreichen in manchen Gegenden eine Länge von 70 und eine Breite von 20 Centimeter. Sogar für den Spargel fehlt es den Japanern nicht an einem Ersatz, jedoch bemühen sie sich

um den Anbau des köstlichen Spargels von Argenteuil. Endlich müssen noch als beliebtes japanisches Nationalgericht die Knollen einer Aracee erwähnt werden, deren Stengel und Blüten giftig sind. Aus den Knollen wird eine Stärke ausgezogen und zur Bereitung einer sehr nahrhaften Gelee benutzt, die den für unsre Ohren vertraut klingenden Namen Konjal führt. —

Kulturgeschichtliches.

Der Bildzauber ist jedenfalls eine der ältesten und sonderlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der vermeintlichen Kunst, durch übernatürliche Mittel wunderbare Wirkungen hervorzubringen. Schon die indischen, chaldäischen, griechischen und römischen Magier glaubten oder erweckten den Glauben, daß man durch ein gemaltes oder aus Ton, Wachs usw. geformtes Bild einer Person auf diese aus der Ferne wirken könne. Besonders im Mittelalter spielte der Bildzauber eine große Rolle. Man schrieb gewissen Menschen die Kraft zu, im Bunde mit bösen Geistern, d. h. mittels der sogenannten schwarzen Magie die einem solchen Bilde bereiteten Qualen auf die Person, die man sich unter ihm dachte, zu übertragen und dieser sogar den Tod anzudeuten. Zu dem gedachten Zwecke bediente man sich kleiner Wachsfiguren, die in Deutschland Azmann, in Frankreich vout hießen. Ein jüngst von Dr. Cabanès und Dr. Lucien Naf herausgegebenes Werk beschäftigt sich mit den Prozessen, die anlässlich des Bildzaubers seiner Zeit in Paris stattfanden, und giebt über diesen selbst auf Grund von Altenstudien genauere Auskunft. Die „Königliche Zeitung“ berichtet darüber: Wer sich des Bildzaubers bedienen wollte, gab zunächst einer kleinen Wachsfigur die Gestalt und die Kleidung der aus der Welt zu schaffenden männlichen oder weiblichen Person. Außerdem wurde der Puppe, soweit wie möglich, ein Kopfschmuck aus echten Haaren des Opfers angelegt. War der vout soweit fertig, so mußte er feierlich auf den Namen seines Vorbildes getauft werden, worauf unter umständlichen Beschwörungen das Teufelswerk begann. Wurde das Bild nach und nach durch Nadelstiche gepeinigt, so ward sein lebendes Gegenstück von einem langsamem Siedtum befallen; versetzte man dem vout Messerstücke, so stand dem Opfer der Tod bevor, und schmolz man die Puppe, so trocknete es zur Mumie ein. Uebrigens konnte statt der Wachsfigur auch irgend ein Tier zu der Zauberei benutzt werden; namentlich stand in dieser Hinsicht die Kröte in Ruf. Der Glaube an den Bildzauber war in allen Schichten der Bevölkerung weit verbreitet, doch richteten sich die auf ihm fußenden gerichtlichen Verfolgungen ausschließlich gegen hohe Persönlichkeiten, die dem Königtum verdächtig schienen und deren sich dieses jedenfalls auch auf andre Weise entledigt haben würde, wenn es nicht in dem allmächtigen Aberglauben eine bequemere Waffe gegen sie gefunden hätte. Der noch nicht völlig aufgeklärte Prozeß gegen die Tempelherren, der mit Ausrottung des Ordens und dem Tode von 54 Rittern auf dem Scheiterhaufen endete, hatte die schwarze Magie als Unterlage und bildete den Anfang zu weiteren Verfolgungen, die sich über mehrere Jahrhunderte erstreckten. So wurde der Bischof Guichard von Tournay auf Befehl seines Vorgesetzten, des Erzbischofs von Sens, plötzlich unter der Beschuldigung verhaftet und eingekerkert, die Königin durch Stiche in das Herz ihres Wachsbildes zunächst krank gemacht und dann durch Schmelzen dieses Bildes im Feuer getötet zu haben. Die zahlreichen Feinde des Bischofs häuften die Beweise gegen ihn. Durch Zufall gelang ihm der Beweis seiner Unschuld, aber die Aufregungen hatten ihn so angegriffen, daß er bald darauf starb. Es geschah dies im Jahre 1308. Höflinge Ludwigs des Jänkers (1305—1316) hatten diesem eingeredet, daß sein Ober-Intendant Enguerrand de Marigny ihm durch Bildzauber nach dem Leben strebe. Als Beweis brachten sie dem König ihm gleichende hermelingschmückte Puppen, deren Herzgegenstand mit einem Messer durchstochen war. Außer sich hierüber, überwies Ludwig den Intendanten dem Gericht, das seine Einrichtung beschloß. Zu derselben Zeit wurde eine gleiche Anschuldigung gegen den Kardinal Cajetano erhoben. Etwas später klagte man Robert d'Artois des Bildzaubers gegen den König Johann und dessen Familie an. Um der Verfolgung zu entgehen, floh der Beschuldigte nach England. Unter der Regierung der Valois gewann der Glaube an den Bildzauber noch an Ausdehnung. Katharina von Medici trieb bekanntlich alle möglichen Zauberkünste. Heinrich III. wurde täglich von den Mitgliedern der Liga zu Tode gehert, und Heinrich IV. ließ Ruggieri in den Kerker werfen, weil er einer kleinen Königsfigur einen Messerstich versetzt hatte. —

Medizinisches.

Ein guter Magen. Aus Paris wird der „Frankfurter Zeitung“ geschrieben: In der letzten Sitzung der Akademie der Medizin wurde ein junger Bauer vorgestellt, der sich rühmen kann, einen ganz außergewöhnlichen Magen zu besitzen. Er war im Mai in ein Pariser Hospital eingetreten und hatte sich dort über heftige Schmerzen in der Magenregion beklagt. Der Dr. Leroux, der ihn behandelte, konnte sich lange Zeit keine Rechenschaft über den Zustand des Patienten ablegen und fand erst 14 Tage später beim Laufen in der Magenregion etwas Hartes, einen offenbar länglichen Gegenstand. Am 25. Juni, über vier Wochen nach dem Eintritt des jungen Bauern in das Hospital, mußte schließlich die Oeffnung des Magens vorgenommen werden. Beim ersten Einschnitt stieß der Chirurg auf zwei ganz schwarz angelaufene Kaffee-

löffel. Aber er erkannte sofort, daß damit noch lange nicht alles beendet sei; eine Art Aufschüttelung in der großen Achse des Magens schien eine bedeutende metallische Masse zu enthalten. Er schnitt also weiter und holte hintereinander heraus: Mit einem Zuge drei Kaffeeelöffel, dann einen nach dem andren wieder drei (macht zusammen acht Kaffeeelöffel, von denen drei 14 bis 15 Centimeter lang waren), ferner den hinteren Teil einer Gabel mit drei Zähnen, den zerbrochenen Griff dieser Gabel, einen andren Gabelgriff, den vierten Zahn der oben erwähnten Gabel, einen Schlüsselring, einen 14 Centimeter langen, sehr spitzen Nagel, einen zweiten, sieben Centimeter langen Nagel, eine Nähnadel, ein Messerheft, eine Messerklinge von fünf Centimetern, einen Schlüssel von fünf Centimetern, einen Kammzahn aus sehr spitzem und hartem Horn und noch einige kleine Eisenfragmente. Das macht im ganzen 25 verschiedene Gegenstände, die zusammen 230 Gramm wogen. Dem Operierten geht es ganz vorzüglich. Er erklärte auf die Fragen, was ihn eigentlich zu dieser intensiven Eisenmastkur veranlaßt hätte, er sei von seiner Stiefmutter schlecht behandelt worden und habe sich deshalb das Leben nehmen wollen. Er habe erst einen Kaffeeelöffel verschluckt und dann in längeren oder kürzeren Zwischenräumen die andren Gegenstände. Was den Ärzten aber am außerordentlichsten erscheint und den erstaunlichsten Beweis für die ungeheure Widerstandskraft dieses Bauernmagens liefert, ist der riesige spitze Eisennagel, mit dem man ein mehrzölliges Brett vor der Versammlung durchschlug. —

Humoristisches.

— Schön gesagt. „Na, der alte Förster wird sich nicht wenig freuen, Dir mit seiner Jagdgeschichte einen Bären aufgebunden zu haben!“ —

„Ach geh' doch — ich glaube gar, Du glaubst, er glaubt, ich glaub's!“ —

— Gemütlich. „... Meine abschlägige Antwort scheint Sie ja gar nicht zu betrüben, mein Herr?“

„Aufrichtig gesagt, nein! Ich hab' nämlich um e' Kistel Cigarren gewettet, daß Sie mich nicht nehmen!“ —

— Macht der Gewohnheit. „No, Du willst wohl Dein' Kuh verlaafe?“

„Nan! Ich hab' mein' Mittel mit g'umme, un' da hab' ich de Kuh mitg'umme — daß ich was in der Hand hab'!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Das im vorigen Winter gegründete Oberhessische Städtebund-Theater beginnt Ende September seine erste Spielzeit. Der Vereinigung der Städte Sieben, Marburg und Bad Nauheim hat sich auch das Städtchen Friedberg angeschlossen. —

— Reinhardt's Operette „Der liebe Schak“ geht in der ersten Hälfte des August im Neuen Königlichen Operntheater (Kroll) zum erstenmal in Scene.

— Die Hofopernsängerin Emilie Belletti-Herzog ist als erste Gesangsmeisterin an die Akademische Hochschule für Musik in Berlin berufen worden.

— Der bekannte amerikanische Maler James Whistler ist in London gestorben. —

— Der Direktor der städtischen Irrenheilanstalt in Frankfurt a. M. Dr. Sioli richtet einen Fortbildungskursus für Aerzte an Irrenanstalten ein, der am 2. November beginnen und drei Wochen dauern soll. Der Unterricht soll sich auch auf andere als psychiatrische Disciplinen erstrecken, soweit sie für den Irrenarzt von Interesse sind.

— Hergenglauben in der Schweiz. In der „Schwyzer Zeitung“ vom 27. Juni ist folgende Erklärung zu lesen: „Der Unterzeichnete ist in letzter Zeit wiederholt verdächtigt worden, als ob er dem Balz Fäfler, Wangg Unterberg (Wang-Balz) durch geheime Künste (Hexerei) am Vieh Schaden zugefügt habe. Unterzeichneter erklärt alle diese Aussagen als elende gemeine Verleumdung und ist bereit, 50 Frank Belohnung zu verabsolgen demjenigen, der ihm den Urheber dieser Gerüchte so anzeigt, daß er demüthig belangt werden kann.“ — Unterberg, den 25. Juni 1903. — Dominik Aufdermauer.“ —

— In Littausdorf (Kreis Fischhausen, Ostpreußen) ist ein Depot vorgehichtlicher Kriegs- und Hausgeräte aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. ausgegraben worden: darunter circa 70 Bronzefingerringe, eine Menge von Bronze-Armbändern, verschiedene Bronzelampen, einige Bronzehohlfletten mit Ohr und ein großer Klumpen Bronze. Die Funde sind dem Prussia-Museum in Königsberg überwiesen worden. —

— Die höchsten Bäume der Welt besitzt Australien. Es sind zwei neuholländische Eucalypten, von denen „Onkel Samuel“, der erstere, 122 Meter Höhe und 12,50 Meter Umfang hat und „Big Ben“, der zweite, eine Höhe von 128 Meter und einen Umfang von 17 Meter aufweist. Beide Riesen stehen im Walde von Fernshaw, der sich zwischen Melbourne und Sidney hinzieht. —
(„Nerthus.“)